## ■ Dissonant lives

Mary Fulbrook, Dissonant lives. Generations and violence through the German dictatorships, New York (Oxford University Press) 2011, 515 S., \$ 65

In einem seiner auf das Wesentliche verdichteten Sätze, die das Nachdenken lohnen, hat Reinhart Koselleck darauf hingewiesen, dass das Begriffspaar Innen/ Außen zu denjenigen »Grundfiguren« zähle, »auf die alle Geschichten rückführbar sind, auch wenn sie sich inhaltlich ins Unendliche differenzieren«. Wie Oben/Unten oder Früher/Später gehöre es zu den »anthropologischen Differenzdie ihre zeitlichen bestimmungen, Konsequenzen aus sich hervortreiben«. Die Aussage lässt gerade Historiker und Historikerinnen demütig das senken. Wir suchen ja stets nach dem Spezifischen, danach, historisch einer Zeit verhaftet ist und mit ihr vergeht, danach, was sich ändert. Zugleich beschleicht uns gelegentlich der Argwohn, dass wir es bei der konkreten historischen Arbeit zwar mit zeitspezifischen, aber eben doch Variationen ähnlicher Grundkonstellationen zu tun haben. So befindet auch Mary Fulbrook in ihrem großen Buch Dissonant lives, dass sich ihre für die beiden deutschen Diktaturen im 20. Jahrhundert konzeptionalisierte »history from within« durchaus auch auf demokratische Gesellschaftssysteme übertragen lasse. Das ist keinesfalls skrupellose Gleichsetzung, sondern eben der Einsicht in die historische jener Grundkonstellation Variabilität geschuldet. Denn die Frage nach dem Zusammenspiel von Individuum Gesellschaft, von Innen und Außen, die Fulbrook antreibt, kann und muss für jede Gesellschaft - auch für unsere heutige! gestellt werden.

Dass Menschen ein »soziales Selbst« entwickeln, um gesellschaftlich geltenden Normen und Werten zu entsprechen, gilt zeit- und raumübergreifend: »The culturally variable presentation of selfs, with all the attendant issues including saving faced or putting a good face on it, is a perennial aspect of human societies.« Diesen Mechanismus beschrieb mit seinem Buch Wir spielen alle Theater schon 1959 der Soziologe Erving Goffman, der als Ideengeber von Fulbrooks Argument gelten darf, auch wenn sie diesen theoretischen Bezug (wie so viele andere) nicht systematisch ausarbeitet, sondern lediglich assoziativ anspielt. Die alte Frage nach dem Wechselspiel von Individuum und Gesellschaft neu zu stellen, dieses komplizierte Verhältnis sorgfältig auszufalten und es, bezogen auf Nationalsozialismus und DDR, zu historisieren, das ist die ambitionierte Aufgabe, die Fulbrook sich gestellt hat. Die »history from within« soll dabei nicht mit der in den 1980er-Jahren ins Leben gerufenen »Geschichte von unten« verwechselt werden. Während diese darauf zielte, Machtstrukturen mit dem Blick »von unten« kritisch infrage zu stellen, werde mit der »Geschichte von innen« versucht, die ebenso komplexen wie letztlich unauflösbaren Beziehungen von Subjekt und Gesellschaft aufzuklären. Die Abgrenzung erscheint etwas beckmesserisch, weil Fulbrooks Ansatz sich mit der heutigen reflektierten Erfahrungsgeschichte durchaus vereinbaren lässt. Die Geschichte, die Fulbrook mit der Perspektive »von innen« schreibt, ist dennoch wirklich innovativ. Nie isoliert sie das Subjekt von der Gesellschaft, die Erfahrung von der Herrschaft, sondern beschreibt und analysiert konsequent stets deren Wechselwirkungen (was Armin Nolzen dem Buch in seiner sagenhaft unfairen Kritik bei H-Soz-u-Kult abgesprochen hat). Dabei zeigt sie, dass sich das Individuum zwar die gültigen gesellschaftlichen Normen anverwandelt und »mit dem Strom schwimmt« - wie erfolgreich diese Adaptationsprozesse mitunter verlaufen, zeigt ja gerade die Geschichte der Diktaturen. Zugleich aber kommen individuelles Verhalten und gesellschaftliche Normen

nie völlig zur Deckung. Dass Fulbrook die titelgebenden Dissonanzen betont, die stets hörbar bleiben und auch durch das »soziale Selbst« nie ganz übertönt werden können, gibt ihrem Ansatz die Tiefe, die nötig ist, um die ambivalenten Lebensgeschichten und Erfahrungen im 20. Jahrhundert deuten zu können.

Um die Überlappungen zwischen subjektiver Position und gesellschaftlicher Politik oder – andersherum – die Zonen der Differenz ausmessen zu können, bedient Fulbrook sich des Konzepts der Generation. Im »Zeitalter der Extreme«, einer Epoche der Mobilisierung von Bevölkerungen für absolute Ziele und ein zukünftiges Paradies, stand gerade die Jugend im Fadenkreuz der diktatorischen Regime. An ihr lässt sich daher das Wechselspiel von Mobilisierung und Selbsteinpassung besonders gut studieren. Fulbrook markiert das Ende des Ersten Weltkriegs als Beginn eines »kurzen 20. Jahrhunderts«. 1918 waren die Jungen dazu aufgerufen, die ungelösten Fragen (»unresolves issues«) der älteren Frontgeneration - wie die Niederlage zu überwinden und wie eine neue Gesellschaft aufzubauen sei - einer Antwort zuzuführen. Die etwa zwischen 1900 und 1910 geborene »Kriegsjugendgeneration« fungierte so als »carrier«, als Stoßtrupp zur Ausführung dieses Auftrags. Diese Generation war politisch polarisiert: Die »Generation des Unbedingten« setzte sich nicht nur, wie die vorliegenden Forschungen etwa von Michael Wildt oder Ulrich Herbert nahelegen, aus der elitären Vorhut einer radikalen Rechten zusammen. Zu ihr gehörten auch die radikalen Linken. Damit nimmt Fulbrook das klassische, auf Karl Mannheim rückführbare Konzept »politischer Generationen« ernst, das stets mit polar geteilten Generationseinheiten argumentiert. Zugleich jedoch geht sie über Mannheim hinaus, geht es ihr doch nicht um die Politikentwürfe einer elitären, männlichen Avantgarde, sondern um die Vielen, Männer wie Frauen, die alle gleichermaßen mit der Herausforderung konfrontiert waren, gesellschaftliche Erfordernisse und innere Weltsichten in Einklang zu bringen. Und sie zeigt, dass Generationen keinesfalls als fertige Akteure unveränderlich durch die Geschichte schreiten. Beides ist für die politische Generationenforschung ein großer Gewinn.

Im Nationalsozialismus war es ebendiese »Kriegsjugendgeneration«, die die neuen Kriterien einer »rassisch« geordneten Gesellschaft übernahm und in ein ganz Regelwerk von Inklusion alltägliches und Exklusion übersetzte. Eindrucksvoll beschreibt Fulbrook gerade für die frühe Regimezeit der 1930er-Jahre die versteckte Gewalt der Vielen, die aus jenen schnellen Anpassungsleistungen Vorstellungen an rassistischen Volksgemeinschaft resultierte. Ihre vielstimmig belegten Analysen zielen nicht auf das Gewaltzentrum nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungspolitik, sondern auf die Frage, wie die Vielen Auschwitz möglich machten. Die Prozesse massenhafter »realignments« waren so unspektakulär wie grausam: Indem die Mehrheit der Bevölkerung ihr »social self« entlang rassistischer Kriterien rekonfigurierte - hier stand die ältere Generation durchaus nicht abseits wurden die deutschen Juden überhaupt erst als solche markiert. Wie Fulbrook am Beispiel zeitgenössischer autobiografischer Texte jüdischer Emigranten zeigt, gehörte die Selbstidentifizierung als Minderheit zu den ersten Gewalttaten der deutschen, nicht verfolgten Mehrheit: Die Anpassung an die rassistischen Normen der Mehrheitsgesellschaft zwang die Deutschen jüdischen Glaubens, sich zuallererst und vor allem als Juden wahrzunehmen. Diese, wie sich mit Fulbrook sagen ließe, Anpassungsgewalt zielte darauf, die Spannungen zwischen Innen und Außen, Selbstsicht und gesellschaftlichen Normen aufzulösen. Aus dieser Perspektive läuft die gegenwärtige Diskussion um Konsens oder Zwang, in der angloamerikanischen Forschung etwa durch Robert Gellately und Richard Evans

vertreten, ins Leere: Die »history from within« sieht beide Seiten stets unauflöslich verbunden. Staatlicher Mobilisierung wurde häufig, um einen Terminus von Ian Kershaw aufzugreifen, willig entgegengearbeitet: »enactment« ersetzt »commitment«, der »faciliator« tritt an die Stelle des »bystanders«. Wie die Analyse der mehr oder weniger verborgenen Winkel von Dissonanz, von Reservaten der Anständigkeit zeigt, war die deutsche Gesellschaft keineswegs eine homogene Volksgemeinschaft. So fand sich etwa bei vielen Älteren, die noch andere Regimeerfahrungen im biografischen Hintergrund mitführten, eine leise Skepsis, als 1938 die versteckte Gewalt der Selbstanpassung reichsweit in die offene Gewalt des Novemberpogroms umschlug.

Die Vorstellung einer »hidden violence« hat Fulbrook möglicherweise aus der intensiven Beschäftigung mit der DDR entwickelt, die ihr Werk bis dato vor allem auszeichnet. Auch im DDR-Kapitel spricht sie von der versteckten, routinisierten Gewalt der Staatssicherheit. Zwar betont sie, dass diese institutionalisierte Gewalt von der gewalttätigen Selbstanpassung im Nationalsozialismus grundverschieden sei. Die Vorstellung einer eher alltäglich-versteckten Gewalt überträgt sie aber mit großem Gewinn auf die NS-Gesellschaft (ohne die beiden Regime, die sie konsequent in ihrer Aufeinanderfolge beschreibt, je in den simplifizierenden synchronen Systemvergleich totalitaristischer Modelle zu setzen). Insofern lässt sich ihr Buch zwar, der Chronologie folgend, von vorne nach hinten lesen, aber nur von hinten nach vorne verstehen. Im Zusammenhang mit der DDR-Geschichte könnte »Dissonanz« als Komplementärbegriff zu dem oft als verharmlosend kritisierten Konzept der »Normalisierung« verstanden werden, mit dem Fulbrook die DDR-Gesellschaft der 1960er- und 1970er-Jahre wirkungsvoll beschrieben hat. Fulbrook verwendet einen ganzen, »Normalization of rule« überschriebenen Abschnitt in ihrem DDR-Teil darauf, die Debatte

Revue passieren zu lassen und den Normalisierungsbegriff aus dem neuen Blickwinkel einer »history from within« weiter abzustützen. Zur Normalisierung zählten die vielfältigen Prozesse der Neujustierung, des In-Linie-Rückens und Mit-Laufens, die keineswegs harmlos waren und vor dem Hintergrund der immer dräuenden Allgegenwart der Staatssicherheit in Gang gesetzt wurden.

Auch in der DDR findet sich eine jener »sore-thumb-generations«, die stechen, weil ihre Vertreter das offizielle Normengerüst in auffälliger Weise verinnerlicht hatten. Wieder handelt es sich um eine Jugendgeneration, die sich um einen Bruchpunkt jener »unresolved issues« kristallisierte, die diesmal der Nationalsozialismus hinterlassen hatte. So trugen die oft als »Aufbaugeneration« der DDR bezeichneten 1929er die Fahne für die kleine kommunistische Gruppe der Kriegsjugendgeneration, die in der DDR - spät, aber doch - triumphierte. Diese Altersgruppe zeichnete sich dadurch aus, dass sie zwar noch nationalsozialistisch ideologisiert worden, nach 1945 aber mehrheitlich politisch konvertiert war. Die Weltsicht ihrer Vertreter war mit den Normvorgaben des DDR-Regimes nahezu identisch: Orientiert an den Modellfällen der älteren antifaschistischen Widerstandskämpfer und Widerstandskämpferinnen hatten sie sich dem DDR-Regime bis zum Ende treu ergeben. Sie können als eigentliche Generation der Normalisierung gelten, an der sich die Geschichte der etablierten DDR-Gesellschaft gleichsam idealtypisch ablesen lässt. Dennoch waren die 1929er mindestens ebenso sehr durch die jugendlichen Erfahrungen im Nationalsozialismus geprägt wie durch die Aufwärtsmobilisierung in der DDR, die einen wesentlichen Grund für ihre Regimetreue darstellte. Diese hohe Bedeutung von Erfahrungen in der vorangegangenen Diktatur lässt sich sowohl für die erste als auch für die zweite Kriegsjugendgeneration nachweisen. Diesem Umstand kann nur eine Geschichte,

die Nationalsozialismus und DDR systematisch und konsequent als aufeinanderfolgende Diktaturen analysiert, gerecht werden – dass das gelingt, ist ein großes Verdienst der Studie.

Erstaunlich und kritikwürdig bleibt aber gerade vor diesem Hintergrund die Tatsache, dass Fulbrook die linke Seite der Kriegsjugendgeneration nicht systematisch durch Nationalsozialismus und Krieg hindurch verfolgt: Dies hätte bedeutet, auch Widerstand und Emigration von Angehörigen der linken Kriegsjugendgeneration in den Blick zu nehmen – nicht nur die erste Garde von DDR-Funktionären. sondern vielleicht auch unbekanntere Beispiele. Dies hätte gerade im Kapitel über den Zweiten Weltkrieg, das zu großen Teilen in bekannten Forschungsbahnen entlang der nationalsozialistischen Mordpolitik verläuft und vor allem aus der soldatischen Perspektive im Vernichtungskrieg erzählt ist, zu einem wesentlich veränderten und so noch nicht gelesenen Narrativ führen können. Die Geschichte von Nationalsozialismus und Krieg integriert aus Sicht der linken wie der rechten Kriegsjugendgeneration zu erzählen, könnte ein herausforderndes Forschungsunterfangen sein. Und auch die Beziehungen zwischen Älteren und Jüngeren, die immer wieder angeschnitten, aber nie systematisch beleuchtet werden, kommen zu kurz. Es waren ja die hochgradig dissonanzstiftenden ungelösten Fragen der Älteren, die die beiden Kriegsjugendgenerationen eine spannungsfreie Harmonie von Selbst und Umwelt anstreben ließen. Diese Generationenklammern halten Fulbrooks von 1918 bis 1989 reichendes und virtuos »von innen« vorgestelltes Zeitalter zusammen: eine Epoche, in der auf die extremen politischen Mobilisierungen für absolute immer wieder generationell konnotierte und gewaltaffine Politiken der Selbstanpassung antworteten. Sie endete mit dem gesellschaftlichen Umbruch am Ende der 1980er-Jahre: Schon in den letzten Jahren der DDR waren die Dissonanzen bei den jüngeren, in den 1950er-Jahren geborenen Jahrgängen nicht mehr zu überhören. Ihnen ging es nicht mehr um den Sieg der kollektiven Sache in der Zukunft, sondern um Selbstverwirklichung in der Gegenwart.

Franka Maubach (Jena/Braunschweig)